

Predigt über Markus 4,35-41  
Predigtreihe 5 neu; 4. Sonntag vor der Passionszeit  
Wohnstift Salzburg am 10.02.2019

Liebe Wohnstiftgemeinde,

die Erzählung, um die diese Predigt kreist, stammt aus dem Markusevangelium. Und gemeinhin würden wir sie eine Wundergeschichte nennen.

Sie spielt auf dem See Genezareth. Der ist vielleicht 4x so groß wie das Steinhuder Meer, an der breitesten Stelle 10 km, an der längsten 20. Also nicht wirklich riesig.

Allerdings hat er eine Besonderheit. Und das betrifft die klimatischen Bedingungen. Der See liegt umringt von Bergen. Die heißen Steppenwinde streichen über die Kante, kühlen sich schlagartig ab, fallen nach unten und rasen als Stürme über das Wasser. Das ist nicht absehbar, kann selbst bei klarem Himmel passieren. Und das macht es sehr anspruchsvoll und gefährlich, auf diesem Gewässer mit einem Boot unterwegs zu sein.

Ich erzähle das deswegen, weil genau das der Gruppe um Jesus an diesem Abend geschieht. Jesus hatte nach einem anstrengenden Tag seine Jünger zusammengerufen und aufgefordert, mit ihm den See zu überqueren. Und da er sich bei den erfahrenen Fischern, aus denen sich ja seine Jünger weitgehend zusammensetzten, in sicheren Händen fühlte, legte er sich hinten ins Boot und hielt ein Nickerchen. Währenddessen lenkten die Jünger das Gefährt auf den offenen See. Und genau dort erfasst sie solch ein Sturm, wie ich ihn eben beschrieben habe.

Sicher wissen die ehemaligen Fischer, was zu tun ist: Das Segel einholen, das Boot in die Wellen ausrichten. Und trotzdem ahnen sie schnell, dass es dieses Mal nicht reichen könnte. Mit jeder Welle, in die sich der Bug bohrt, schwappt Wasser ins Innere. Sie schöpfen, was das Zeug hält. Aber so sehr sie sich auch anstrengen: Nach und nach steigt der Pegel innerhalb des Bootes immer höher und drückt es immer tiefer ins Wasser. Lange werden sie sich nicht mehr halten können.

Ihre Besorgnis schlägt in Verzweiflung um. Und in ihrer puren Verzweiflung geben sie auf. Sie wecken Jesus und schildern ihm die Lage als aussichtslos. Und sie knüpfen daran den Vorwurf, dass es ihn scheinbar nicht kümmert und er sich seinem Schlaf hingibt – als säßen sie nicht wortwörtlich alle in einem Boot.

Da steht Jesus auf, wendet sich dem Sturm zu, breitet seine Arme aus und ruft ihm entgegen: „Schweig!“ Augenblicklich legt sich der Wind. Und es entsteht eine unwirkliche Stille, nur noch durchbrochen von den letzten Wellenausläufern, die sich an der Bordwand brechen.

Da dreht sich Jesus zu den Jüngern um, die wie versteinert zu ihm starren: „Was seid ihr so furchtsam? Nach all dem, was ihr erlebt habt: Habt ihr immer noch kein Vertrauen?“ Aber sie wenden sich einander zu und flüstern: „Wer ist das? Selbst Sturm und Meer sind ihm gehorsam!“

Eine Wundergeschichte, eine, die von Rettung erzählt und Unverständnis, scheint es. Aber ist es wirklich eine Wundergeschichte? Ich möchte das einmal ketzerisch infrage stellen. Wir verstehen etwas als ein Wunder, wenn Jesus direkt in das Geschehen eingreift und es zum Guten wendet. Also muss ein direkter unbezweifelbarer Zusammenhang zwischen Tun Jesu und Ergebnis bestehen.

Aber ist das hier unbezweifelbar? Schauen wir genau hin. Der Sturm wütet. Jesus steht auf und befiehlt ihm. Der Sturm hört auf. So weit das, was geschehen ist. Sagen wir mal, es ist genau so passiert. Dann

haben wir aber nur einen zeitlichen, keinen zwingend ursächlichen Zusammenhang. Es hätte auch ein zufälliges Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse sein können. Oder Jesus hätte ein besseres Verständnis für die klimatischen Zusammenhänge haben können als die Jünger. Dann wäre es allerdings ein mieser Trick gewesen. Und den wollen wir ihm doch nicht unterstellen.

Aber es gibt keinen schlüssigen Beweis, dass es das Eingreifen Jesu ist, das den Sturm beendet. Der zeitliche Zusammenhang mag das nahelegen. Aber es wäre doch im höchsten Maße unwahrscheinlich, dass ein Mensch Wind und Wetter in der Hand hätte. Wenn ich jetzt scharf aufstampfen würde und Sie würden gleich im Fernsehen hören, dass es in China ein Erdbeben gegeben habe, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, an dem ich aufgestampft habe, Sie kämen ja auch nicht auf die Idee, ich hätte das ausgelöst.

Aber was machen wir dann mit dieser Geschichte? Gibt es dann überhaupt noch Wunder? Ich glaube, dass uns Jesus den Schlüssel zu der Antwort in die Hand gibt. Er liegt in der Frage verborgen, die er den Jüngern stellt: „Habt ihr immer noch kein Vertrauen?“ Scheinbar hängt Wunder und Vertrauen eng zusammen. Und das in zweifacher Hinsicht:

Zum einen braucht es das Vertrauen, um das Wunder überhaupt als Wunder wahrzunehmen. Es ist nicht als solches schlüssig. Ein Wunder wird dadurch zu einem Wunder, dass ich darin Gottes Eingreifen sehe. Das mag dem, der neben mir steht und das selbe erlebt, völlig anders erscheinen. Aber mich bestätigt es darin, dass es eine hilfreiche und wohlmeinende Hand ist, die mich schützt und trägt. Dem anderen mag es ein Zufall sein, wieder einem anderen ein natürlicher Zusammenhang, der nur noch nicht ergründet ist. Mir aber ist es eine Bestätigung in meiner Gottesbeziehung.

Das Spannende daran: Es muss gar nichts Außergewöhnliches sein. Das muss nicht unser naturwissenschaftliches Weltbild erschüttern. Das kann etwas ganz Normales sein, Alltägliches. Aber mir gibt es einen offenen Blick in den Himmel. Damit ist es ein Wunder. Und dem anderen, der sich nicht zu diesem Vertrauen durchringen konnte, eben nicht.

Ich hatte allerdings gesagt, das Wunder habe noch eine andere Beziehung zum Vertrauen. Und dazu muss ich von der anderen Seite dran. Dem, der dem Wunder Raum gibt, dem stärkt es das Vertrauen. Vertrauen gebiert das Wunder. Und das Wunder gebiert wiederum Vertrauen.

Wenn ich erlebt habe und gesehen und bestaunt, dass Gott mir liebevoll gewogen ist, dann prägt das auch meine Einstellung gegenüber der Zukunft. Ohne, dass ich blauäugig sein müsste oder gar fahrlässig: Aber ich darf mich geborgen fühlen und begleitet und in einen guten Willen gehüllt, der mir durch und durch Gutes will.

Ich glaube, das ist es, was Jesus an meisten enttäuscht: Die Jünger hätten wissen können, dass sie sehr wohl in Gefahr schwebten und gefordert waren. Das war ja unbestreitbar. Aber mit Jesus im Boot hätte ihnen letztlich nichts Schlimmes widerfahren können. Und mit dieser inneren Überzeugung hätten sie sich mutig und selbstbewusst und zuversichtlich weiter dem Sturm entgegenstellen können.

Hätte es was gebracht? Wären sie gerettet worden, wenn Jesus nicht eingegriffen hätte? Weiß ich nicht, wird nicht erzählt. Aber eins weiß ich auf jeden Fall: Wer aufgibt, der hat sowieso verloren.

Amen.